ODE AUF EINEN TÜRMEK

Tobias Jennewein

I

Dasitzen.

Warten.

Die Falten
auf den Fingern
zählen.

Das ist Hölderlin.
Der Gott zu nahe kam.
Er stützt
das Kinn auf eine Hand
und überlegt,
ob noch
Gedanken da sind

Geben Sie ihm Zeit!

Er schnüffelt an den
Armen.

Die blonden Härchen
strecken sich.

Dann pisst er auf den Boden.

Manchmal
möchte ich ihn schlagen.

Er würde sich nicht wehren,
glaub ich.
Jetzt hat er sich hingelegt.

An dieser Stelle
ist
sein Schlaf
so dünn,
dass schon ein Pfiff
ihn aufraut
und der Code der Träume
schimmert durch.

Ich hab gewonnen.
Es siegen
die Wärter, Betreuer, die Nachlassverwalter.
Nur
sie allein.

Ich sah die Kunst
und
überlebte.

II

Wo der Blick auf leere Stühle
stößt,
wo niemand
ist
und wo es nichts zu denken gibt in
meinem Kopf,
wo Hände
an der Stille reiben und
zeichnen
keine Spur,

da lebe ich
und
spiele
Scardanelli: Meine Rolle
wickelt sich mir um
den Mund.
Sie filtert
Stimme, Atmung, Schweigen,
bis sie süßer riechen als
der Frühling
schmeckt.

Sonst sitzt Taubheit auf den Dingen,
ist die Netzhaut
eingeschlafen
wie ein kalter Fuß.

Die letzte Schlittenfahrt liegt
zwanzig Jahre
hinter diesen Hügeln.

Ich will fliegen!
Wer bist du? Wer bin ich?
Das wäre noch zu klären.
Ich,
ein nässender Gedanke,
der vergeht. Auch dieser Morgen
wurde schon im toten Winkel
abgestellt.

Und mein Schatten
fällt und fällt.
Im schwarzen Schnee
die Spuren kleiner Schritte.
Einer, der hinausläuft auf die Felder.
Hände in den Taschen,
Stiefel tief im Schlamm.
Eine Flucht
und ich
hinterher.